

Rafael Seligmann

LUDWIG UND HANNAH

Heimatlos in Tel Aviv



LANGENMÜLLER

Rafael Seligmann

Hannah und Ludwig

Heimatlos in Tel Aviv

Roman

LangenMüller

Ludwig Seligmann und seine Frau Hannah sowie seine Eltern Klara und Isaak Raphael und die Geschwister Heinrich und seine Frau Paula, Thea und Kurt haben das Beschriebene erlebt. Ludwigs Freunde Siegfried Herrligkoffer und Karl Seiff waren reale Personen. Alle übrigen Protagonisten sind Fiktion.



© 2020 Langen Müller Verlag GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten.
Umschlaggestaltung: Sibylle Schug, München
Umschlagmotiv: Palästina/Einwanderung, Foto 1936,
Bildarchiv Pisarek / akg-images, Berlin
Lektorat: Boris Heczko
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck und Binden: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-7844-3569-5

www.langen-mueller-verlag.de

*Meinem Onkel Heinrich Seligmann, 1907–1990,
und meiner Enkelin Omer, * 2019*

Wir haben unser Zuhause und damit die Vertrautheit des Alltags verloren. Wir haben unseren Beruf verloren und damit das Vertrauen eingebüßt, in dieser Welt irgendwie von Nutzen zu sein. Wir haben unsere Sprache verloren und damit die Natürlichkeit unserer Gebärden und den ungezwungenen Ausdruck unserer Gefühle. Wir haben unsere Verwandten in den polnischen Ghettos zurückgelassen, unsere besten Freunde sind in den Konzentrationslagern umgebracht worden, und das bedeutet den Zusammenbruch der privaten Welt.

Hannah Arendt, *Wir Flüchtlinge* (1943)

Inhalt

| | |
|---------------------------|-----|
| Tel Aviv | 11 |
| Ertrunkenes Gold | 27 |
| Arbeit | 32 |
| Alte Liebe | 45 |
| Zionisten und Talmudisten | 60 |
| Paula und Heinrich | 65 |
| Haus in Kanaan | 85 |
| Thea | 104 |
| Jecke-Zeitung | 111 |
| Hilferuf | 135 |
| Jerusalem | 146 |
| Krieg | 154 |
| Hannah | 163 |
| Hochzeit | 217 |
| Ölberg | 225 |

| | |
|----------------------|-----|
| Befreiung | 254 |
| Post aus Ichenhausen | 268 |
| Exodus | 285 |
| Rafael | 289 |
| Israel | 304 |
| Ludwigs Bistro | 368 |
| Endlich leben! | 375 |
| Ruin | 384 |
| Canossa in Zion | 389 |
| Deutsche Zukunft | 406 |

Tel Aviv

Im Gegenlicht der aufgehenden Sonne wurde am östlichen Horizont der kobaltblauen See ein zarter ockerfarbener Streifen sichtbar. Zion.

Seit ich mich erinnern konnte, hatte ich wie alle Juden unserer Gemeinde das Gelobte Land gepriesen und um die Rückkehr unseres Volkes nach Israel gefleht. Niemand glaubte oder wollte, dass dieses Gebet je erhört würde.

Adolf Hitler und seine Nazis hatten dafür gesorgt, dass mein Bruder Heinrich und ich uns an Bord der »Emile Zola« nunmehr den Gestaden Palästinas näherten. Auch die Fußballkameraden des FC Ichenhausen, in deren Reihen ich seit früher Kindheit gekickt hatte, die Bürger unserer schwäbischen Heimatstadt, die mir als Torschützen zugejubelt hatten, hatten uns fallen gelassen. Nicht alle waren Nazis. Mein Freund, der Polizist Karl Seiff, hatte mich vor meiner bevorstehenden Verhaftung gewarnt und mir mitsamt meinem Bruder zur Flucht in die Schweiz verholfen. Von dort aus gelangten wir nach Frankreich.

Die Franzosen, deren Sprache ich seit meiner Gymnasialzeit liebte, hatten uns zunächst freundlich aufgenommen. Doch nach einem Jahr erklärten uns die Behörden, ohne dass wir damit gerechnet hätten, zu »unerwünschten Ausländern«, nicht geduldeten Juden.

Heinrich und mir blieb nichts anderes übrig, als im Sommer 1934 in das britische Protektorat Palästina auszuwandern, wo die Zionisten daran arbeiteten, einen modernen Judenstaat aufzubauen. Eine von ihnen war Ricarda Bodenheimer. Sie wollte gemeinsam mit ihren Freunden einen Kibbuz gründen und das Land urbar machen. Doch mein Sinn stand nicht

nach Landwirtschaft. Ich hatte im Elsass als Knecht geschuftet, ehe es mir gelang, eine Stelle als Textilverkäufer zu ergattern. In Tel Aviv, der erst vor fünfundzwanzig Jahren gegründeten Stadt, wollte ich mir eine Existenz in meiner Branche aufbauen. Tel Aviv bedeutet Frühlingshügel. Ich war entschlossen, ihn zu erklimmen.

Als die Linie am Horizont sich dank der unverminderten Fahrt der »Emile Zola« zum Küstenstreifen ausdehnte, stimmten die etwa hundert Passagiere, die gleich uns zu dieser frühen Stunde an Deck standen, spontan die »Hatikwa« an, die Hymne der Hoffnung. Einige hatten Tränen in den Augen, während sie von der zweitausendjährigen jüdischen Verheißung sangen, ein »freies Volk in unserem Land zu sein«. Auch ich fiel in die Weise ein. Als mein Bruder bemerkte, dass meine Augen feucht wurden, spottete er: »Das Judenparadies lässt dich weinen, noch ehe du es betrittst, Ludl.«

»Freust du dich nicht auch auf unser Land?«

»Mein Land ist Deutschland.«

»Aber dort will uns niemand haben.«

Heiner musterte die ergriffenen Sänger. »Sobald sich die Lage daheim wieder normalisiert, bin ich der Erste, der zurückkehrt.«

Heinrich hielt unbeirrbar an dem Glauben fest, dass alles sich zum Guten wenden werde. Er hatte Angst vor Palästina, das er nicht kannte und dessen Sprache er nicht beherrschte.

Mich dagegen reizte das Abenteuer. Hebräisch lesen hatten wir in der jüdischen Schule Ichenhausens und in unserer Synagoge gelernt. Das Sprechen würde folgen. Doch ich sehnte mich nach unserem barocken Gotteshaus und dem Sternenhimmel, der an seiner Decke prangte. Vor allem aber nach meinen Eltern und den jüngeren Geschwistern Thea und Kurt.

Allmählich gewann die Küstenlinie an Konturen. Anstelle der »Weißen Stadt« Tel Aviv, über die ich gelesen hatte, erblickte

ich die Silhouette einer orientalischen Ortschaft. Ein Ensemble aus Minaretten, gedrungenen Bauten, Kirchtürmen. Davor ein kleiner Hafen. Das war Yafo, das biblische Yope. Erstmals hatte ich Fotografien der viertausend Jahre alten Stadt im Album Isaak Braders gesehen, des gestrengen Hauptlehrers an unserer jüdischen Schule. Er hatte im Sommer 1913 das Heilige Land bereist und dabei mit seiner Kamera Fotos geschossen, die er mir vier Jahre später vor meinem Übertritt aufs Gymnasium gezeigt hatte. Auf den Bildern hatte Yafo grau und kahl gewirkt. Mit dem heraufziehenden Tag aber erstrahlten die Farben der Hafenstadt in einer in Mitteleuropa unbekanntem Kraft. Das klare Licht, die exotische Architektur, verbunden mit meinem überwältigenden Bedürfnis, nach langer Flucht endlich im biblischen Land eine neue Heimat zu finden, berauschten mich. Mein Blick sprang von unserem Zielhafen zu meinem Bruder. Selbst Heiner konnte sich der Faszination des Augenblicks nicht entziehen. Der Spott war aus seinem Gesicht gewichen. Die Reling mit beiden Händen fest umklammernd, starrte er unverwandt auf die näherkommende Stadt. Ein Ruck verriet, dass unser Schiff Fahrt zurücknahm. Bald darauf verkündeten die Bordlautsprecher auf Französisch und Englisch, dass wir Passagiere uns binnen einer Viertelstunde mit unserem Gepäck an Deck begeben sollten, um an Land gebracht zu werden.

Die Schubumkehr ließ das Wasser aufschäumen, und der Dampfer kam zitternd zum Stehen. Hinter den Hafenanlagen schmiegt sich sandsteinfarbene Stadthäuser einen sanften Hügel empor. Auf dem Plateau ragte ein mächtiger Kirchturm in den wolkenlosen azurblauen Himmel. Vom Minarett einer Moschee vernahm ich Wortfetzen des Muezzins, der die Gläubigen zum Gebet rief.

Ein Dutzend Ruderboote näherten sich geschwind unserem Schiff, dessen Gangway herabgelassen wurde. Zunächst geleite-

ten Stewards die wenigen Zweite-Klasse-Passagiere die Schiffsführer herab. Die Schlepper halfen ihnen in die Boote, ergriffen und verstaute das Gepäck und ruderten sogleich zum Hafen. Danach durften wir Zwischendeck-Reisende zur Gangway. Heiner und ich hatten bereits unsere schweren Koffer aus unserer Zwölf-Mann-Kabine an Deck gebracht. So standen wir jetzt weit vorne.

Wir mussten uns gegen die Nachdrängenden stemmen, um nicht ins Meer gedrückt zu werden. Als wir uns dem Ende der Falltreppe näherten, riefen die Ruderer des vor uns schaukelnden Bootes: »Yallah! Yallah!« Sie bedeuteten uns mit Schaufelbewegungen ihrer kräftigen braungebrannten Arme, in ihren Kahn zu springen. Ich warf meinen Überseekoffer dem Mann vor mir zu. Er fing ihn gewandt auf, worauf ich an seine Seite ins Boot sprang. Heinrich folgte mit seinem Gepäckstück. Doch der schwere Koffer brachte meinen Bruder aus dem Gleichgewicht, sodass er unter dem Gelächter der beiden Araber auf dem Rücken landete. Während seine rechte Hand weiterhin den Griff umklammerte, zappelte er wie ein hilfloser Käfer, was mich grinsen ließ. »Depp!«, zischte der Bruder, während er sich aufzurichten versuchte. Als ich ihm meine Hand reichte, schüttelte Heiner grimmig den Kopf. Derweil riefen die Ruderer den wartenden Passagieren weiter ihr »Yallah! Yallah!« entgegen und forderten sie mit Händen und Blicken auf, endlich in das Boot zu steigen. Doch die Männer und Frauen auf der Gangway zögerten. Daraufhin verloren unsere Bootsleute die Geduld. Sie ruderten an die Falltreppe, einer schlang ein abgewetztes Seil um den Griff zur Gangway. Heinrich hatte sich derweil aufgerappelt und setzte sich auf eine Bank. Unterdessen reichte der Ruderer einer jungen Frau die Hand und zog sie vorsichtig mit ihrem Koffer ins Boot. Der gelungene Zustieg und die »Yallah! Yallah! Hurry!«-Rufe

veranlassten die Wartenden, mit ihrem Gepäck zügig zu uns umzusteigen. Im Nu war das Boot mit einem Dutzend Passagieren gefüllt. Sogleich löste der Mann das Tau und stieß uns von der Gangway ab. Die beiden Männer legten sich in die Ruder und jagten unser Boot über die schaukelnden Wogen vorbei am steinernen Wellenbrecher in den kleinen Hafen, wo sie zwischen den Fischerbooten manövrierend an einer Treppe festmachten. Wir hievten unsere Habseligkeiten die Stufen empor.

Auf der Pier empfingen uns zwei britische Polizisten in steif gebügelten Khakihemden und kurzen Hosen. »Hitler's Jewish Huns!«, bemerkte der Sergeant. »Hitlers Juden-Hunnen«, übersetzte ich unwillkürlich.

»Englische Pest!«, raunzte Heinrich.

Im Ankunftsterminal besah ein Officer hinter einem Schalter unsere Pässe, ehe er die Visa stempelte und uns zum Zoll schickte. Nach flüchtigen Blicken auf uns samt Gepäck wurden wir mit einem Handzeichen zum »Exit« durchgewunken.

»Die Briten verzichten heute auf ihre üblichen Schikanen. In zwei Stunden kommt ein weiterer Dampfer aus Triest an. Ein Paar hundert Juden auf einmal abzufertigen ist zu viel für simple englische Polizistengehirne«, mokierte sich der junge Mann im offenen weißen Hemd, der uns in der Empfangshalle im Auftrag der Jewish Agency begrüßte. In unverkennbarem Berlinerisch stellte er sich als Moshe Birnbaum vor.

In der Halle herrschte während der Morgenstunde bereits reger Betrieb. Überall standen britische Polizisten und Soldaten. Arabische Träger boten uns ihre Dienste an, Chauffeure offerierten Fahrten nach Tel Aviv. Doch Birnbaum winkte energisch ab. »Bitte benutzen Sie israelische Kutschen oder Taxis. Bei uns gilt das Prinzip der jüdischen Arbeit. Davon werden Sie als Neueinwanderer ebenfalls profitieren. Wir bauen einen jüdischen Staat auf. Keine Kolonie mit eingeborenen Kulis.

Bei Arabern gibt es immer wieder Zwischenfälle. Bis hin zum Mord an Juden ...«

»Da hätten wir gleich in Deutschland bleiben können ...«, begann mein Bruder.

»Irrtum! Hier wehren sich die Juden«, gab Birnbaum zurück. Heiner musterte skeptisch den kleinwüchsigen Mann, den er um Haupteslänge überragte. »Wo nehmen Sie die tapferen hebräischen Krieger her?«

»Beispielsweise aus Deutschland oder Polen. Die Antisemiten machen Menschen wie Sie zu Zionisten.«

»Ich bin kein Zionist!«

»Ihnen wird nichts anderes übrigbleiben.« Birnbaum sah zu den übrigen Neuankömmlingen hinüber. »Ich muss jetzt die anderen Olim, die Einwanderer, betreuen.«

An den Balken der Wellblechdecke hingen Ventilatoren, die sich vergeblich abmühten, einen Luftzug zu erzeugen. Ich erspähte einen Schalter an der Stirnseite des Raums. Darüber hing ein schwarz-weißes Schild mit der Aufschrift »Bank HaPoalim. Workers' Bank« in englischen und hebräischen Lettern. Anders, als ich es aus den Gebetbüchern kannte, fehlten hier die gepunkteten Vokale. Erst durch die lateinische Schrift verstand ich die Worte. Zur Zeit der Thora gab es noch keine Bank. Ich besaß 160 Dollar, von denen ich nun 20 wechselte.

Als alle jüdischen Passagiere den Zoll passiert hatten, versammelte Birnbaum die zumeist jüngeren Leute um sich. Er begrüßte uns und verkündete, die Jewish Agency, er selbst und die gesamte jüdische Gemeinschaft in Erez Israel würden uns mit aller Kraft dabei unterstützen, freie Bürger des entstehenden Staates Israel zu werden. Zunächst würden wir ins Ankunftszentrum nach Tel Aviv gebracht.

Als Birnbaum fortfahren wollte, baute sich ein Polizeioffizier vor ihm auf. »Schluss mit Ihrem jüdischen Nonsens!«, schnarr-

te er. »Der Ankunftsterminal ist britisches Hoheitsgebiet. Räumen Sie sofort das Gebäude, sonst lasse ich Sie rauswerfen.«

Der schwächliche Zionist ließ sich von dem Engländer nicht einschüchtern. »Den Raum verlassen wir, aber nicht das Land. Das ist unser seit biblischen Zeiten, als auf Ihrer Insel noch die Wilden herrschten. Bald wird Israel wieder uns gehören – ohne Besatzer.«

Der Brite hob den Offiziersstock, und ein Dutzend Polizisten marschierten auf. Birnbaum sah die Uniformierten gleichmütig an, ehe er uns ein Zeichen gab, ihm zu folgen.

Draußen war die Luft frisch und das Licht gleißend klar. Junge Männer dirigierten uns zu zwei staubbedeckten Lastwagen und bedeuteten uns in Iwrith, wie die Landessprache hier genannt wurde, sowie mit Handgesten mitsamt unserem Gepäck auf die Ladeflächen zu steigen. Sie kletterten behende auf die Plattform voran. Ich folgte ihnen als einer der Ersten, stellte meinen Koffer ab und setzte mich auf eine der Holzbänke, die sich hinter der Fahrerkabine reihten. Die Ordner mahnten uns zur Eile. Meinem Bruder, der neben mir Platz nahm, stand das Unbehagen ins Gesicht geschrieben. Unter den Rufen der Helfer füllten sich die Bänke. Der Motor wurde angelassen. Doch unser Auto wartete, bis auch der andere Wagen bereit war. Derweil stiegen Nachzügler zu, wir rückten zusammen, um ihnen Platz zu machen. Inzwischen herrschte eine drückende Hitze. Nach einer Weile sprang der Motor des zweiten Lkw an. Dicht hintereinander fuhren wir im Konvoi durch enge Gassen. Unsere Ordner holten Pistolen hervor. Über den Motorlärm hinweg schrie Heinrich mir zu: »Großartig! In Deutschland hatten wir's nur mit den Nazis zu tun. Hier liegen die Juden mit den Arabern und obendrein mit den Engländern im Streit.«

Nachdem unsere Lastautos die verwinkelten Gassen Yafos verlassen hatten, fuhren sie auf der Haifa-Road nordwärts. Rechts

erstreckte sich verstepptes Land, auf der Gegenseite hinter flachen weißen Sanddünen rollten grünblaue Meereswellen sanft gegen das Ufer, wo sie sich brachen. Unsere Ordner steckten ihre Waffen weg und sangen das Lied »Anu Banu Arza« – Wir kamen, um hier zu leben und das Land aufzubauen –, das ich schon vom Schiff her kannte.

Schließlich bogen die Lastkraftwagen nach Osten ab. Die Straßen belebten sich mit Menschen, Pferdefuhrwerken, Eselskarren und einigen wenigen Autos. Zweistöckige Häuser unterschiedlicher Baustile standen dicht an dicht. Allen gemeinsam waren die Balkone an der Vorderfront. Ich versuchte, mir die Straßennamen einzuprägen, die in Englisch, Iwrith und Arabisch auf schwarzweißen Schildern vorbeiglitten. Wir ratterten durch die belebte Herzl-Straße und setzten unseren Weg in der breiten Allenby-Straße fort. Die Fahrzeuge überquerten den Rothschild-Boulevard, dessen Mittelstreifen von jungen Eukalyptusbäumen bewachsen war.

Schließlich bogen wir in die Nachlat-Benjamin-Straße ein, wo beide Autos vor einem breiten Haus mit gelb gestrichener Fassade anhielten. Fast alle Passagiere sprangen gleichzeitig auf und drängten nach vorne. Jeder stöberte nach seinem Gepäck. Heinrich vermisste vernehmlich die deutsche Ordnung. Er musste bis zuletzt auf seinen Koffer warten, während sich die meisten von uns schon mit ihren Habseligkeiten um Mosche Birnbaum versammelt hatten.

Auf der Straße warteten einige Dutzend Menschen, die ihre Angehörigen temperamentvoll begrüßten und mit ihnen davonzogen. Wir Verbliebenen wurden von Birnbaum und seinen Ordnern in den kühleren Innenraum des Gebäudes geleitet. Hier dirigierte man uns in eine Halle. An den Tischen saßen junge Frauen in blauen Röcken und weißen Blusen, die uns mit einem kleinen Laib Brot und Salz empfingen. »Israel heißt euch willkommen. Den Rest müsst ihr euch hier selbst erarbei-

ten«, bemerkte Birnbaum. Die Jewish Agency werde uns allzeit beistehen. Wir bekamen Merktettel auf Iwrith, Englisch und Deutsch. Dort war unter anderem die Adresse der Histadrut, der jüdischen Gewerkschaft, die uns bei der Arbeitssuche unterstützen sollte, vermerkt.

Zunächst mussten wir uns eine Bleibe beschaffen. An einem Schwarzen Brett klebten Zettel mit Offerten. Meist handelte es sich um möblierte Zimmer, die zwischen einem und anderthalb Pfund pro Monat kosteten. Eines der Angebote begnügte sich mit 75 Piastern, einem dreiviertel Palestine Pound.

Ich wollte mir das »komfortable luftige Zimmer mit zwei Betten« ansehen. »Das liegt bestimmt am Arsch der Welt«, vermutete Heinrich. Doch die Sheinkin-Straße 17 war nicht weit, wie ich dem an der Tafel befestigten Stadtplan entnahm.

»Irrtum, Bruder! Es ist ganz in unserer Nähe.«

»In diesem orientalischen Kaff ist alles in der Nähe!«

»Das ist kein Kaff, sondern unsere neue Heimat!«, hielt ich dagegen.

»So schnell geht das bei dir, Ludl! Nur weil der Himmel blau ist ...«

»Nein! Weil wir vor den Deutschen abhauen mussten und die Franzosen uns rausgeworfen haben...« Ich wusste, dass ich meinen Platz gefunden hatte.

»Was ist mit dir los, Ludl? Du strahlst wie die Sonne.«

»So ist es! Ich fühle mich hier wie neu geboren.«

Heiner verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln. »Schau dir meinen kleinen Bruder an! Kaum im Land, gebärdet er sich als Juden-Patriot.«

Die Sonne brannte mit einer Kraft auf die Straße, wie ich sie selbst in Marseille nicht erlebt hatte. Trotz meines leichten Sommeranzugs kam ich mit dem Koffer ins Schwitzen. Heinrich erging es nicht besser.

Wir passierten einen Markt, dessen Stände von Markisen überdacht wurden. Lauthals priesen die Händler ihre Waren an. Während wir die Allenby-Straße überquerten, spürte ich zunehmend das Gewicht meines Koffers.

Dann waren wir in der Sheinkin-Straße angelangt, die von ein- bis zweistöckigen Gebäuden mit runden Bögen, kleinen Fenstern und breiten Balkonen gesäumt wurde.

Wir passierten einen Laden. Am Tresen lagen aufgeschnittene Apfelsinen, deren Zitrusduft mir in die Nase drang und meinen Durst verstärkte. Ein braungebrannter Verkäufer mit blondem Schnauzer bemerkte unsere Erschöpfung und pries uns seinen Miz an, was wohl Saft bedeutete. Ein Glas kostete lediglich fünf Mil, also einen halben Penny. Heinrich und ich nickten einander zu und ließen die Koffer sinken. Doch der Verkäufer schüttelte den Kopf.

»No, no!«, gebot er. Er hatte uns sogleich als Jeckes erkannt. Es war das erste Mal, dass ich diesen Begriff vernahm, mit dem hiesige Juden uns als naive Deutsche klassifizierten. Der Mann forderte uns auf, hereinzukommen und unsere Habseligkeiten nicht aus den Augen zu lassen, sonst würden sie von Ganoven »zugenommen«.

Mir lief das Wasser im Mund zusammen, als der Verkäufer einem eisgekühlten Fach Orangen entnahm, sie aufschnitt und die Hälften in seinem Entsafter mit einem langen Hebel auspresste. Der Anblick des schwimmenden Fruchtfleischs im frischen Saft, der feine und zugleich fesselnde Zitrusduft betörten meine Sinne. Ich erschauerte, als meine Zunge den süßsaurigen Saft schmeckte, den ich nach langsamen Schlucken kühl in meiner Kehle spürte. Nicht nur Milch und Honig flossen in diesem Land, sondern auch dieser Apfelsinentrank. »Schmeckt wirklich köstlich«, bemerkte Heinrich.

»Ich wünsch' mir, dass das Land Israel so schmeckt wie seine Früchte.«

Heinrich grinste. »In Deutschland haben dir die Weiber den Kopf verdreht. Hier genügt schon ein Saft, um dich zu befriedigen.«

»Bei der Hitze geht's dir nicht anders ...«

Heinrich zuckte die Schultern. »Lass' uns dein spottbilliges Palais Zion besichtigen.« Doch ehe wir uns erheben konnten, kam uns der Wirt mit zwei weißen Untertassen entgegen, auf denen jeweils ein braungelbes Knödelchen lag. Die Kugeln verströmten den Duft gebratenen Gemüses. Als der junge Mann unsere fragenden Mienen wahrnahm, drohte er uns lachend mit dem Zeigefinger. »Ihr kennt nicht kejn Falafel? Falafel is Erez Israel. Das Land Israel – far Jidn und Araber.«

Obleich Heinrich abwinkte, stellte er die Speise auf den Tresen. Vorsichtig biss ich hinein. Die Bällchen waren weich, sie bestanden aus Kichererbsen, Gewürzen und Kräutern, wie unser Gastgeber erklärte. Ihr zarter Geschmack schmeichelte meinem Gaumen, als ich zu kauen begann. Heinrich beobachtete mich grinsend.

»Wenn du so weiterfutterst, bist du bald Zionist ...«

»Red' ned so viel, sonst wird dein ...«

»... Falafel...!«, warf der Bediener ein.

»... kalt.«

Die Speise behagte auch Heinrich. Chaim aus Krakau, wie der Imbisspächter sich vorstellte, verschwand wieder hinter seinem Tresen, wo er zwei Teigtaschen aufschnitt und sie mit frischen Falafelbällchen, die er aus siedendem Fett schöpfte, füllte. »Die Falafel sind in einem arabischen Brojd von weißem Mehl. Es heißt Pita. Falafel in Pita is a Mechaje!«, ein Labsal. Wir rundeten die Delikatesse mit türkischem Mokka ab. Die Mahlzeit war nunmehr nicht so preiswert, wie der Orangensaft zunächst verheißen hatte.

Das möblierte Zimmer von Dr. Bergman entpuppte sich als Balkon, der von einer Markise überdeckt war – ohne eigene Waschgelegenheit. Zudem sollten wir, wie der schwergewichtige Arzt aus Rumänien gebot, nach Möglichkeit unsere Behausung vor halb neun Uhr morgens verlassen und nicht vor sieben Uhr abends zurückkehren, da der Mediziner bis zu dieser Zeit seine Sprechstunde abhielt. Der Balkon grenze an sein Behandlungszimmer, weshalb wir uns während der Sprechzeiten nur »notfalls« ausruhen könnten. Die Toilette sollten wir allerdings nicht aufsuchen, das störe ihn bei seiner Arbeit und sei den Patienten unangenehm.

Auf einem Balkon zu hausen, den wir tagsüber kaum benutzen durften, empfand ich als unzumutbar. Doch Heiner hinderte mich an der Absage. »Lass' es uns mit diesem Zimmer versuchen, Ludl. Wir werden uns schon daran gewöhnen. Schön luftig ist es hier.«

Wir beglichen die Miete für eine Woche im Voraus und stellten unser Gepäck ab, ehe wir uns daran machten, die Stadt zu erkunden.

Obleich es bereits nach drei Uhr nachmittags war, blieb es unvermindert heiß. Allenthalben wurde gebaut. Die Architektur der neueren Häuser wirkte nüchtern. Klare Linien, runde Balkone, weiße Fassaden. »Der deutsche Bauhaus-Stil setzt sich hier durch«, bemerkte ich. »Was nützt mir das, wenn wir wie Affen auf einem Balkon hausen und nicht mal pinkeln dürfen, wenn wir müssen?«

»Du wolltest doch den Freiluftkäfig, Heiner!«

»Weil ich nicht ewig auf deine Dollars angewiesen sein möchte.«

Mein Lehrherr Lazarus Bodenheimer, in dessen Tochter Ricarda ich verliebt war, hatte mir bei meinem Abschied aus seiner Firma im Jahr 1926 tausend Dollar geschenkt. Die grü-

nen Noten hatten uns beim Ausbau des Familiengeschäfts in Ichenhausen und dann bei unserer Flucht vor den Nazis und während der ersten Monate im Elsass geholfen. Zuletzt hatte ich damit unsere Schiffspassage nach Yafo finanziert. Nun war meine Dollar-Reserve fast aufgebraucht.

Doch Heinrichs Missmut blieb. Ich zückte meine Brieftasche, zählte acht Scheine ab und reichte sie meinem Bruder.

»Was soll das?«, begehrte er auf.

»Ich hab das Geld immer nur für unsere Familie ausgegeben ...«

»Du edler Mensch, Ludl. Stets der Liebling unserer Frau Mama, die dich aufs Gymnasium schickte, während ich eine Fleischerlehre machen musste.«

»Nimm das Geld und halt dein Maul!«, herrschte ich ihn an.

»Das ist aber nicht sehr freundlich. Warum willst du mir deine Dollars aufnötigen?«

»Weil dich der Neid zerfrisst.«

Heiners Augen verengten sich. Kaum im Land der Bibel, gebärdeten wir uns wie Jakob und Esau! Ich steckte die Noten wieder in meine Hosentasche. »Ich war gekränkt, Heiner.«

»Schon gut. Ich weiß doch, dass mein kleiner Bruder sich nicht beherrschen kann.«

Wir gelangten an den Rothschild-Boulevard, dessen junge Bäume uns nur wenig Schatten spendeten. Über die abfallende Straße zogen wir in nördlicher Richtung. Die Allee mündete in einen weiß gepflasterten Platz, auf dem, wie ich erfuhr, das Nationaltheater »Habima« entstand. Ein Opernhaus gab es bereits im Süden der Stadt in Strandnähe. Ich nahm mir vor, mit Heiner in die Oper zu gehen, sobald mein Einkommen es erlaubte. Meinen Lieblingskomponisten Richard Wagner würde ich hier kaum zu hören kriegen. Denn, wie mir bekannt war, verachtete man in Zion den Antisemiten Wagner – und leider auch seine romantisch-euphorisierende Musik.

Vor einem Kiosk blätterte Heinrich in der »Palestine Post«. Er ließ sich von mir einige Münzen, um die Zeitung zu erwerben. Dabei fielen mir die Dollar-Noten aus der Tasche.

Das war die Gelegenheit, dem Bruder die Hälfte meiner Devisen anzuvertrauen. Heiner erklärte sich bereit, das Geld anzunehmen, sonst würde ich »Schlampfuchs« es verlieren.

Dann hielt er mir das Blatt hin. »Du kannst doch etwas Englisch. Sag, was steht da auf der ersten Seite?«

Die Schlagzeile lautete: »Deutschland hört jetzt auf Hitlers Kommando«. Im Artikel wurde berichtet, dass nach dem Tod von Reichspräsident Hindenburg die Reichswehr auf Hitler vereidigt worden war.

»Wir werden uns hier für längere Zeit einrichten müssen. Was wird jetzt aus den Eltern?«

»Darüber zerbrechen wir uns später den Kopf«, holte mich mein Bruder in den Alltag zurück. Heinrich hatte das Impressum aufgeblättert und verlangte, ihn über die Einzelheiten zu informieren. Die Redaktion der Zeitung war in Jerusalem. In Tel Aviv befanden sich ein Außenbüro sowie der Vertrieb für die Stadt und ihre Umgebung.

»Genau das wollte ich wissen!«, verkündete Heinrich. Er notierte sich die Adresse und wollte, dass wir auf der Stelle in das Büro eilen sollten, das sich im Geschäftsviertel in der Herzl-Straße befand. Dort sollte ich mich nach Arbeitsmöglichkeiten für uns erkundigen.

»So ein Schmarren!«, wandte ich ein. »Du kannst kein Englisch und ich bin kein Redakteur.«

»Spielt keine Rolle! Eine Zeitung ist ein großer Betrieb, da findet sich immer was. Und wenn wir Papierballen schleppen oder als Nachtwächter arbeiten müssen. Hauptsache, wir verdienen Geld.«

Er bestand darauf, sogleich die Zeitung aufzusuchen. Wir eilten die Ben-Zion-Straße hinab. Im Westen vor uns glitzerte

hellsilbern das Mittelmeer, die Sonne stand jetzt so tief, dass ihre Strahlen die weißen Häuser in gleißendes Licht tauchten. Tel Aviv empfing uns strahlend. Heiner aber hatte jetzt keinen Sinn für die Schönheiten des Ortes. Die Existenzangst trieb ihn unverzüglich zur Arbeitsplatzsuche. Ich dagegen wollte zunächst ans Meer. Ich war überzeugt, in Israel mein Glück zu machen.

Hannah stand allein hinter der Theke des Bistros. Ich blickte mich suchend um. Wo waren die Geschäftsführerin und ihre Gehilfin? Warum blieben die Gäste aus?

»Der Betrieb ist ruiniert, Ludwig.« Hannahs Gesicht wirkte gefasst. »Du warst einen Monat lang nicht anwesend. Unterdessen hat Lily die Kundschaft vergrault. Mir hat sie Schläge angedroht. Ich habe vergeblich versucht, dich in Tel Aviv zu erreichen. Jetzt bist du Gott sei Dank endlich da. Was sollen wir tun, Ludwig?«

»Wir versuchen es noch einmal! Ich schaue mich nach einem anderen Lieferanten um, rede mit Frau Himmelfarb, lasse neue Plakate und Handzettel drucken ...«

»Dafür ist es zu spät ...«

»Was soll das heißen?«

»Du hast ein Einschreiben des Finanzamts erhalten, musst eine Steuervorauszahlung von achttausend Pfund leisten, die wir nicht haben. Das ist unser Ruin.«

»Wie kommen die denn auf diese Wahnsinnssumme?«

»Gemäß deinen Angaben.«

Die unerwartet hohen Umsätze der ersten Wochen hatten mich beirruscht. So hatte ich gegenüber dem Steuerinspektor mit einer übertriebenen Wocheneinnahme geprahlt. »Das lässt sich bestimmt korrigieren. Ich werde mit einem Steuerberater reden ...«

Hannah schüttelte den Kopf. »Ich habe dem Leiter des Finanz-

amts unsere Lage erklärt. Er sagte nur: ›Ich kann Ihnen beim besten Willen nicht helfen. Niemand kann es!‹
Als ich die Tür verschloss, ahnte ich, dass ich mein Bistro nie wieder öffnen würde.